

gen, von dem aus wir unser letztes Ziel erreichen werden: die Sozialisierung der Bauernschaft.“ (Aus dem Bericht des ehemaligen Kolchosendirektors Joseph Basaj, in: Christian Democratic Review, Januar 1955.)

*Rußland und die Todesstrafe.* Durch einen Erlaß vom 26. Mai 1947 wurde in der Sowjetunion die Todesstrafe abgeschafft. Andrej Wyschinski, ehemaliger Generalstaatsanwalt der Sowjetunion und als solcher für die vielen Hinrichtungen der Jahre vor dem Krieg verantwortlich, konnte sich nicht genug tun im Lobpreis dieser Maßnahme, die der „beste Erweis der sowjetsozialistischen Humanität“ sei. Aber schon 1950 sah sich die Sowjetunion offenbar wieder gezwungen, ihre Humanität aufzugeben. Die Todesstrafe wurde wieder eingeführt, und zwar hauptsächlich für politische Vergehen, für Verräter, Spione und Saboteure, was immerhin bezeichnend ist für die politische Lage des Landes. Am 6. Mai 1954 kündigte die Tass an, daß die Todesstrafe nun auch wieder auf Mord ausgedehnt werde. Das erste Todesurteil wurde in der Prawda vom 28. Mai 1954 veröffentlicht. Es handelte sich um einen Jugendlichen, der ein Mitglied des Komsomol niedergestochen hatte. In den nächsten Wochen häuften sich dann die Todesurteile. Anfang Juli wurde in Estland eine Frau hingerichtet. In weniger als drei Monaten wurden insgesamt 19 Todesurteile wegen Mordes ausgesprochen. Dazu kam noch ein weiteres Todesurteil wegen Raub und eines wegen politischen Vergehens. Die wirkliche Zahl der Urteile und Hinrichtungen läßt sich jedoch nicht feststellen, da sie als Staatsgeheimnis betrachtet werden, weil die Sowjetunion stolz darauf ist zu beweisen, daß es in einem sozialistisch regierten Land keine Verbrechen gebe.

*Das moderne Gefängnis.* In der Aprilnummer 1955 von „Esprit“, die dem Problem der Gefängnisse und ihrer Insassen gewidmet ist, spricht Professor de Greeff über seine 30jährigen Erfahrungen als Arzt in belgischen Gefängnissen (S. 649 bis 674). In diesem Zeitraum hat sich unter dem Einfluß neuer medizinischer, psychologischer, soziologischer und anthropologischer Erkenntnisse ein völliger Wandel in Auffassung und Handhabung des Strafvollzugs durchgesetzt. Die Gefängnisinsassen können heute besser als früher für ihre Familie sorgen. Ihre Rückkehr in die Freiheit und ihre Eingliederung in den Lebensprozeß wird durch soziale Maßnahmen sorgfältig vorbereitet. Besuche finden in einem mehr familiären Rahmen statt. Die Gefängnisse heißen auch gar nicht mehr Gefängnisse, sondern „Anstalten“ (établissements). Diese Anstalten sind je nach Alter und Verantwortlichkeit der Gefangenen differenziert. Psychisch Defekte werden ohne weiteres in eigenen Untersuchungsabteilungen des sog. „service anthropologique“ untergebracht und genießen seit 1930 den besonderen Schutz des Gesetzes der „Défense Sociale“. Alle Gefangenen werden ärztlich betreut, haben Recht auf Freizeit und können sich Zeitungen und Zeitschriften halten. Radio, Filme und Büchereien stehen ihnen zur Verfügung. Besonderen Wert wird auf berufliche Fortbildung gelegt.

Diese Reform, so meint Prof. de Greeff, ist durchaus zu begrüßen und entspricht der christlichen Auffassung vom Menschen. Er macht ihr nur eines zum Vorwurf: ihre Oberflächlichkeit. Tiefere Probleme, wie vor allem die der Verantwortung, der Gerechtigkeit und Sühne, würden völlig übersehen. Die meisten dieser humanitären Reformer kannten den wirklichen Kriminellen und die mit ihm gestellten Probleme gar nicht aus eigener Anschauung. Sie urteilten vom grünen Tisch aus und belasteten immer nur die Justiz und den Richter. Nur wer in jahrelanger enger Fühlung mit den Kriminellen gelebt habe, sei imstande, sich den Problemen zu stellen, die es hier anzupacken gilt. Statt dessen sei man einzig darauf aus, den Gefangenen die Haft so angenehm wie möglich zu machen. Diese



Erleichterungen besserten die straffällig Gewordenen aber keineswegs, sondern machten sie nur immer anspruchsvoller.

Die gemeinsamen Besuche förderten gewiß den Gemeinschaftsgeist, sie könnten aber auch dazu führen, daß die Gefangenen ihre Umgebung terrorisierten. Die hochentwickelten Schutzmaßnahmen zugunsten der Inhaftierten (*l'hyperprotection*) machten diese anmaßend und verschlossen sie gegenüber jedem Einfluß, der nicht in der Linie ihrer Wünsche liege. Eine große Zahl verdiene verhältnismäßig gut. Sie hätten ein besseres Essen als zu Haus, ja als das Gefängnispersonal, während ihre Familien meist im Elend lebten, für die sie aber kaum Opfer zu bringen bereit seien.

Nach seiner langjährigen Erfahrung glaubt Prof. de Greeff, daß etwa 30 % der erstmalig Inhaftierten auch ohne jede Erziehungsmaßnahme nie wieder straffällig würden. In allen Ländern stellt man ferner übereinstimmend fest, daß 20—45 % der übrigen unentwegt rückfällig werden. Daran ändern auch die eigens für Rückfällige errichteten Anstalten nichts. Bleiben also 30—35 % der Inhaftierten, die einer Erziehung zugänglich sind. Das sind die eigentlich Schwachen, die man bilden müßte. Aber man sollte sie nicht nur etwas Tüchtiges lehren. Sie sollten vor allen Dingen lernen, was Verantwortung heißt und also menschlich-ethisch gefördert werden.

Alles in allem: Der Kampf gegen die Vorurteile einer veralteten Sozialordnung und eines ungenügenden ärztlichen Wissens dürfe nicht über das Ziel hinausschießen und die Grundlagen der gesamten sittlichen Ordnung in Frage stellen. Sonst stünden die an sich erfreulichen Reformen im Dienst einer alles hinwegspülenden Auflösung. Mit anderen Worten: Man muß nicht nur „Mustergefängnisse“ wollen, sondern wissen, wozu man den Menschen bilden will.

*The British Charakter.* Daß die Engländer Humor haben, ist bekannt. Vielleicht weiß man weniger, daß sie diesen Humor auch gegen sich selbst zu richten wissen. Wer sich davon überzeugen will, braucht sich nur das köstliche, 120 Seiten starke Büchlein „*The British Character*“ zu verschaffen, das bei Collins, London, zuerst 1938 erschienen und nun in einer neuen Auflage zu haben ist. Es ist ein kleines Meisterwerk des früh verstorbenen Karikaturisten Pont vom Punch (Einleitung von E. M. Delafield). Man kann den Reiz der Zeichnungen nicht mit literarischen Mitteln wiedergeben. Hier können nur die Themen genannt werden, um die sich diese lebenswüdig-boshafte Selbstdarstellung der Engländer gruppiert: Die Ahnengalerie, die Monotonie des Club-Lebens. Gelangweilt schaut eine Reihe Passanten vom Bordstein auf die Straße: *Tendency not to know what to do on Sunday*. Der Aberglaube, die Unmusikalität, die Freude an „*detective fiction*“ sind weitere Themen. Der Engländer kommt (immer nach Pont) gern zu spät und liebt es, auf offener Straße zu malen. Ernster, d. h. politisch, wird es mit dem Kapitel: *The Empire Spirit*: Vor einem baldachingeschützten von wilden Eingeborenen umtanzten Häuptling hockt die ziemlich klägliche Figur eines tropenbehelmt Briten und offeriert dem Stammesgewaltigen etwas, was eine Glasperlenkette sein dürfte. „Anpassungsfähigkeit für fremde Lebensart“ ist eine andere Karikatur des Empire-Kapitels betitelt: Mitten im Busch und von Kaffern bedient sitzen unter einer mitgebrachten Petroleumlampe gutbürgerlichen Geschmacks drei Herren in Frack und eine Dame an einem Camping-Tisch beim Kartenspiel! Schiffbrüchige hissen auf einem Riff, das kaum für sie Platz hat, mit Begeisterung den Union Jack. Selbst auf einem Walfisch haben sie das Symbol des Empire gehißt! Dann kommt die Tierliebe dran und die (fehlende) Begabung für die Kochkunst: „*Absence of ideas for meals*“. Der Engländer (und in Sonderheit die Engländerin) scheinen weiter, wenn man Pont glauben darf, für die Anhäufung alten Hausrats und gegen die Beantwortung von Briefen zu sein. Mit Gästen weiß man nichts an-